

Rede zur Eröffnung der Ausstellung

In den Bergen

am 24. August 2025 im Overbeck-Museum

gehalten von Dr. Katja Pourshirazi

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Freundinnen und Freunde des Overbeck-Museums,
liebe Katrin Ullmann,

dass wir mit dieser Ausstellung die schneebedeckten Schweizer Berge ins Overbeck-Museum und damit in die norddeutsche Tiefebene geholt haben, ist vielleicht auf den ersten Blick ein bisschen unerwartet. Auf den zweiten Blick allerdings ist das ganz und gar stimmig und passend, und diesen zweiten, und übrigens auch dritten und vierten und fünften Blick auf die Ausstellung „In den Bergen“ möchte ich jetzt gemeinsam mit Ihnen wagen.

Katrin Ullmann darf man mittlerweile wohl zu Recht als Schweizer Künstlerin bezeichnen – seit mehr als 30 Jahren lebt und arbeitet sie im Wallis, auf mehr als 1.000 Metern Höhe über dem Meeresspiegel. Geboren und aufgewachsen ist sie allerdings in Bremen, immer mit engem Bezug nach Schleswig-Holstein, wo sie viel Zeit im weitläufigen Garten ihrer Großeltern verbrachte. Der hohe Himmel des Nordens war also ihre erste Bezugsgröße.

Das, was wir als Kind sehen und erleben, bleibt für immer unser Fundament, die Folie, vor der sich alles andere, was wir später sehen und erleben, abhebt. Diese ersten Bilder, mit denen wir lernen, was die Welt ist, und was Natur bedeutet, schwingen immer mit, egal welche Länder und Landschaften wir später bereisen und wo wir uns im Laufe des Lebens eine Heimat schaffen.

Sie sehen deshalb in dieser Ausstellung nicht nur Berge, sondern auch Gemälde mit Titeln wie „Himmel über Malente“ oder „Nahendes Unwetter bei Bremen“, die Katrin Ullmann im Laufe ihres Lebens malte. Diese Motive sind nicht weit weg von dem, was wir auch von Fritz und Hermine Overbeck aus Worpswede kennen: ein schmaler Streifen flaches Land am unteren Bildrand, und darüber eine große, wilde Wolkenfläche. Bilder, vor denen man begreift, dass bei uns im Norden atmosphärische Phänomene wie Wolken, Licht und Regen so viel wichtiger und raumgreifender sind als alles, was man mit Händen greifen kann. Und es ist vielleicht kein Zufall, dass Katrin Ullmann später manchmal auch die Berge in der gleichen Weise gemalt hat: ein schmaler Streifen Bergkuppe und darüber der hohe Wolkenhimmel. Wie eine Hommage an ihre norddeutsche Heimat.

Sie werden aber auch Bilder sehen, die Titel tragen wie: „Mittsommernacht am See, Finnland“ oder „Morgennebel in Trøndelag, Norwegen“. Das silbrige Licht des hohen Nordens ist aus dem Werk von Katrin Ullmann nicht wegzudenken. Mehrfach hat sie Skandinavien bereist, und Schottland – weite, stille, nordische Landschaften mit unverkennbarem Licht. Studiert hatte sie zuvor in Paris, in Salamanca und in Kiew – und zwar nicht nur Kunst, sondern auch Sprachen, Romanistik, Slawistik: Ich habe, ehrlich gesagt, den Überblick verloren, wie viele Sprachen Katrin Ullmann heute beherrscht. Sie wollte die Welt, die uns umgibt, nicht nur sehen, sie wollte sie verstehen, so als müsse sie, um die Schönheit der Natur in all ihrem Reichtum malen zu können, zuerst in der ganzen Welt zuhause sein und ihr in all ihren unterschiedlichen Sprachen zuhören können.

Und dann der Umzug ins Wallis. Wieder eine neue Sprache: Das dort gesprochene Waliserdeutsch ist für unsereins so gut wie unverständlich und nicht leicht zu lernen. Viele Dörfer sind eine seit Generationen eingeschworene Gemeinschaft. Wer neu hinzukommt, bleibt der oder die „Neue“, oft noch für Jahre oder Jahrzehnte. Sogar Wikipedia schreibt:

Durch seine exponierte Lage, die weiten Teilen des Wallis ein Steppenklima beschert, besitzt das Wallis eine eigene Flora und Fauna. Es ist eine eigene kleine Welt, isoliert vom Rest der Schweiz.

Hierhin hat sich Katrin Ullmann zurückgezogen, um zu malen. Die Winter sind lang und einsam. Man muss darauf vorbereitet sein, dass man eingeschneit wird und das Haus tagelang nicht verlassen kann. Man muss es aushalten können, mit sich selbst allein zu sein in der übermächtigen Natur, in der man sich ausgeliefert und unbedeutend fühlt. Wer von uns könnte das? Das wirkliche Alleinsein haben die meisten von uns längst gründlich verlernt. Mal ein Abend allein zuhause auf dem Sofa, mit funktionierendem WLAN natürlich – das ja. Aber über längere Zeit und ohne die täglichen Ablenkungen mit sich allein zu sein – das macht den meisten von uns regelrecht Angst. Wer ist das denn überhaupt, mit dem ich dann allein wäre? Da geht es uns vielleicht ein bisschen wie der Schriftstellerin Hertha Müller, die einmal schrieb: „Heute wär ich mir lieber nicht begegnet“.

Katrin Ullmann ist im Wallis sich selbst begegnet, und ich hebe das hervor, weil ich glaube, dass man das in ihren Bildern sieht. Wir sehen, wenn wir ihre Werke betrachten, nicht einfach nur eine Landschaft. Wir sehen die Natur durch die Augen einer Künstlerin, die bereit und in der Lage ist, sich rückhaltlos diesem Anblick auszusetzen, sich davon bewegen und bestimmen zu lassen. Dass diese künstlerische Haltung sie ausgerechnet ins Wallis geführt hat, ist vielleicht kein Zufall. Der Dichter Rainer Maria Rilke, der ebenfalls längere Zeit im Wallis lebte und dort auch begraben ist, schrieb 1922 in einem Brief:

So, wie ich es erlebe, scheint mir das Wallis nicht allein eine der herrlichsten Landschaften, die ich je gesehen habe – , sondern auch in großartiger Weise fähig, dem Ausdruck unserer inneren Welt vielfältige Äquivalente und Entsprechungen anzubieten.

Es geht also um die Übereinstimmung von innerer und äußerer Landschaft – das, was der britische Bergsteiger und Naturschriftsteller Robert Macfarlane *eine geo-poetische Suche* nennt. Wir suchen und finden, wenn wir in der Natur unterwegs sind, immer auch uns selbst. Und umgekehrt, wenn wir uns selbst suchen, finden wir in der Natur viel mehr als das – etwas, das weit über uns hinausreicht.

Es gibt, bei aller Unterschiedlichkeit, vielleicht doch eine Verbindung zwischen den nordischen Landschaften, wie sie uns hier umgeben und wie Katrin Ullmann sie zu Beginn ihrer künstlerischen Laufbahn malte, und den Schweizer Bergen, die wir heute überwiegend in der Ausstellung sehen: und diese Verbindung ist das Licht. Nicht, weil es dasselbe Licht wäre, in keiner Weise. Aber weil das Licht eine so ungeheure Bedeutung besitzt.

Wenn ich stundenlang draußen sitze oder an der Staffelei stehe und male, erlebe ich sehr deutlich das wechselnde Licht. Nähe und Ferne der Berge verändern sich im Laufe des Tages, ebenso die Oberfläche eines Sees. Dieses wechselnde Licht, auf das mein Empfinden reagiert, ist mir wie eine Sprache, die Sprache einer Landschaft,

schreibt Katrin Ullmann. Und wir begreifen: Das Licht ist tatsächlich eine weitere Sprache, die sie gelernt hat. Eine Sprache, in der sie jetzt zu uns sprechen kann. Keine einfache Sprache übrigens.

Nirgends wird einem die unveränderbare Pluralität des Lichts und dessen Fähigkeit, die Zusammensetzung schnell und vollständig zu verändern, so bewusst wie in den Bergen. Nicht einmal das Licht der Wüste kommt dem der Berge gleich hinsichtlich des raschen Wechsels. [...] Es ist das Unvorhersagbare und die Unbeständigkeit des Lichtspiels auf dem reflektierenden Eis, was es für Künstler zu einem so schwierigen Objekt macht,

schreibt Robert Macfarlane. Man könnte sagen: Das Licht ist eine Sprache mit vielen Dialekten, mit einer komplexen Grammatik und einem unendlich großen Wortschatz. Das zu verstehen, muss man erst einmal lernen.

Diese Landschaft besitzt so viele Erscheinungen wie es Abstufungen des Lichts gibt, schreibt die schottische Bergsteigerin und Autorin Nan Shepherd, und das bedeutet: Man kennt eine Landschaft in den Bergen nie ganz. Schon im nächsten Moment, wenn das Licht wechselt, kann es einem so vorkommen, als sähe man sie zum ersten Mal. Und würde man sein Leben lang immer nur die gleiche Bergspitze malen, aus der gleichen Perspektive, jeden Tag, es wären doch keine zwei Bilder ganz und gar gleich.

Diese Vielfalt des Lichts, dieser Reichtum in der Natur überfordert im Grunde unsere Wahrnehmungsfähigkeit. Unser Auge ist gar nicht in der Lage, all die Details und Nuancen aufzunehmen, die die Natur bereithält. Wir müssen, wenn wir der Natur einigermaßen gerecht werden wollen, erst sehen lernen.

Ich wusste, als ich eine lange Weile geschaut hatte, dass ich gerade erst begonnen hatte zu sehen, schreibt Nan Shepherd. Das ist ein Satz, den ich am liebsten groß über die Eingangstür des Overbeck-Museums schreiben würde, denn er gilt für die Kunst ebenso wie für die Natur, und noch lieber wäre mir, Sie würden ihn sich zuhause übers Bett hängen und nie mehr vergessen: *Ich wusste, als ich eine lange Weile geschaut hatte, dass ich gerade erst begonnen hatte zu sehen.* Wir alle sind Lernende, was das Sehen angeht, auch jetzt noch, als Erwachsene, und das wird sich nie ändern. Museen helfen uns dabei, weil Kunst uns die Augen öffnen kann, wenn wir es zulassen. Rainer Maria Rilke schrieb einmal über die Bremer Kunsthalle: *In diesem Haus wird mancher sehend für ein ganzes Leben.* Das könnte Ihnen ebenso gut auch hier im Overbeck-Museum passieren – probieren Sie es aus.

Aber vorher möchte ich mit Ihnen noch einmal zurück in die Berge gehen. Mit Bergen verbinden wir oft unwillkürlich vor allem eines: Gipfelbesteigungen. Ob es der Mont Blanc oder der Mount Everest oder die Zugspitze ist: Bergsteiger wollen ganz nach oben. Auf die Spitze. Sie wollen die ersten sein, die dort stehen, oder die ersten, die den Aufstieg ohne Sauerstoffflaschen geschafft haben oder die ersten auf einer noch schwierigeren Route. Kurz vor dem Gipfel umkehren zu müssen, gilt als Schmach und Scheitern. Man hat es „nicht geschafft“. Historisch betrachtet wollen vor allem Männer Berge „bezwingen“ und beanspruchen für eine erfolgreiche Gipfelbesteigung einen Heldenstatus und Ruhm wie nach einer gewonnenen Schlacht. Nicht ganz zu Unrecht: Schließlich ist eine Bergbesteigung oft genug ein Kampf auf Leben und Tod. Wobei: Sterben tut am Ende nur der Mensch. Dem Berg ist es egal. Es ist ihm egal, wie viele auf seinen Flanken zu Tode gekommen sind, und es ist ihm auch egal, ob jemand auf seinem Gipfel steht oder nicht. Das macht, wenn man darüber nachdenkt, das Bergsteigen zu einer sehr einseitigen Angelegenheit:

Dieser Ort war mir nicht feindlich gesinnt, das nicht, schreibt Robert Macfarlane über seine eigenen Erfahrungen als Bergsteiger. Aber ich war ihm gleichgültig, vollkommen gleichgültig. [...] Jeder, der schon einmal in die Wildnis gereist ist, wird Ähnliches gefühlt haben, ein kurzes Aufflackern der Vorstellung, dass die Welt sich nicht um einen schert. In Maßen wirkt das befreiend. In dieser Absolutheit jedoch vernichtend.

Berge stellen unser Selbstbewusstsein, unsere Hybris als Mensch, dass wir in diesem Leben so furchtbar wichtig und von Bedeutung sind, radikal in Frage.

Dass auch ein ganz anderer Umgang mit den Bergen möglich ist, lernen wir – das mag Zufall sein oder auch nicht – von einer Frau, nämlich von Nan Shepherd. Sie schreibt über ihre ausgedehnten Bergtouren in den schottischen Cairngorms, ihr gehe es allein darum, „Zeit mit dem Berg zu verbringen, so wie man einen Freund

besucht, zu keinem anderen Zweck, als Zeit mit ihm zu verbringen.“ Ob sie dabei am Ende auf dem Gipfel des Berges steht oder nicht, ist zweitrangig. Sie will nicht gewinnen und beansprucht auch keinen Heldenstatus. Sie hat ihre Belohnung ja längst erhalten: Sie hat eine beglückende Zeit mit dem Berg verbracht.

Ähnlich schreibt auch Katrin Ullmann über ihre Malerei: *Wenn ich sozusagen nichts mehr will und mich den Bergen anvertraue, dann gelingt es.*

Sich anvertrauen. Zeit mit einem Freund verbringen. Was für eine andere, gelöstere Sprache ist das, um über Berge zu sprechen. Eine Sprache, die Türen öffnen kann zu einer neuen Form von Wahrnehmung.

Ich kann meinem Körper viele Fertigkeiten beibringen, mit denen sich das Wesen des Berges erfahren lässt, schreibt Nan Shepherd. *Eine der unabdingbarsten ist die Fähigkeit, zur Ruhe zu kommen. [...] Ich muss mich selbst loslassen.*

Zur Ruhe kommen. Sich selbst loslassen. Das sagt sich so einfach. Aber Sie wissen ja selbst am besten, wie leicht oder schwer Ihnen das fällt.

Berge fordern uns in vielerlei Hinsicht heraus: Weil wir ihrer Besteigung oft körperlich nicht gewachsen sind. Weil wir lernen müssen, uns selbst loszulassen. Und weil sie uns mit Zeiträumen und Größenordnungen konfrontieren, die wir nicht begreifen können. Der Mount Everest war einmal der Grund eines Meeres, bevor er durch Platten-Tektonik in Millionen von Jahren mehr als 8.000 Meter in die Höhe geschoben wurde. Wir sind nicht in der Lage, uns Bewegungen in dieser räumlichen und zeitlichen Größenordnung vorzustellen. Und er wächst weiter, um rasante 5 Millimeter pro Jahr, sodass er schon in nur einer Millionen Jahren – was angesichts einer Erdgeschichte von 4,5 Milliarden Jahren im Grunde nur ein Wimpernschlag ist – mehr als doppelt so hoch sein könnte wie heute.

Seine markante Form mit den scharfen Zacken, Graten und tiefen Schluchten erhielt der Mount Everest, wie alle Berge, vor allem durch seine Gletscher. Was

das konkret bedeutet, hat der amerikanische Naturschriftsteller John Muir schon zu Lebzeiten Fritz Overbecks, im Jahr 1894, in berührende Worte gefasst:

Ohne langes und liebevolles Studium ist das Ausmaß des Werks, das in der letzten Eiszeit auf den Bergen durch die Gletscher verrichtet wurde, die nichts als dicht zusammengepresste Schneekristalle sind, nur schwer zu begreifen. [...] Für ihre Entstehung wählte die Natur nicht das Werkzeug des Erdbebens oder Blitzschlags [...], sondern die sanften Schneeglöckchen, die lautlos durch die Jahrhunderte fielen. Mit vereinten Kräften machten sie sich daran, die Felsen auf ihrem Marsch zu zermalmen, zu zermahlen und abzuschleifen. [...] Unsere Bewunderung wird stets aufs Neue erregt, wenn wir lernen, dass dies gewaltige Felswerk mit derart weitreichenden Einflüssen von Kräften bewirkt wurde, die so klein und zerbrechlich wie jene Blumen aus den Gebirgswolken sind. Ihre Stärke lag allein in ihrer Zahl, doch sie schafften ganze Berge fort.

Was für eine überwältigende Erkenntnis: Die mikroskopisch kleinen, zarten und zerbrechlichen Schneekristalle sind es, die riesige Felsen und Berge formen und sogar abtragen können – allein durch ihre schier unendliche Anzahl und den Lauf der Zeit. Das übersteigt unsere Vorstellungskraft – weil wir in solchen Zeiträumen nicht denken können, aber auch, weil es einen besonderen Effekt auf uns hat:

Sich einzugestehen, dass der harte Fels eines Berges durch den Zahn der Zeit verletzbar ist, ist die Voraussetzung dafür, über die entsetzliche Vergänglichkeit des menschlichen Körpers nachzudenken, schreibt Robert Macfarlane. Man lernt dabei unmissverständlich, dass man nur ein winziger Punkt in den Weiten des Universums ist. Man wird aber auch mit der Erkenntnis belohnt, dass man existiert.

Wenn schon ein ganzes Gebirgsmassiv endlich ist, wenn auch vielleicht erst nach etlichen Millionen von Jahren, was sollen wir dann erst sagen, mit unseren meistens unter hundert Jahren Lebenszeit? Andererseits wird uns angesichts solcher gigantischen Zeiträume klar, dass es uns – allen Unwahrscheinlichkeiten zum Trotz – tatsächlich gibt, jeden einzelnen, als Individuum, hier und jetzt, in diesem Moment. Wer hätte das gedacht? Die Berge jedenfalls hätten sich, als sie vor Urzeiten entstanden, wohl kaum träumen lassen, dass genau wir heute hier zusammenkommen, um sie auf den Bildern von Katrin Ullmann zu betrachten.

Diese im Grunde unvorstellbare Dauerhaftigkeit, die über unsere eigene, knapp bemessene Lebenszeit weit hinausreicht, verbindet Kunst und Berge miteinander. Sie sind etwas, was wir nicht sind.

Mit der Schönheit der Kunst oder des Bergmassivs verbindet sich Endlichkeit – weil zwar sie vielleicht bleiben wird, aber nicht ich, der sie betrachtet, schreibt Gabriele von Arnim in ihrem Buch „Der Trost der Schönheit“. Und der Titel verrät es schon: Dass die Schönheit bleibt, auch wenn wir nicht mehr sind, ist nicht nur traurig, es kann auch ein großer Trost sein.

Katrin Ullmann malt nicht nur die Berge und nicht nur Landschaften. Sie malt auch Pflanzen, zarte Blüten und Blätter, akribisch und detailgetreu, und mancher von Ihnen erinnert sich vielleicht noch an ihre atemberaubend feinen Pflanzendarstellungen in der Ausstellung „Die Schönheit im Kleinen“ hier im Overbeck-Museum vor sieben Jahren.

Das Größte und das Kleinste. Berge und Pflanzen. Berglandschaften lassen uns spüren, dass wir so viel vergänglicher sind als sie. Blumen hingegen lassen uns spüren, dass sie so viel vergänglicher sind als wir. Katrin Ullmann widmet sich in ihrer Kunst beidem: den Pflanzen, denen so viel weniger Zeit bleibt als uns, und

den Bergen, die so viel mehr Zeit haben als wir. Ihr künstlerisches Schaffen zeigt uns, wo zwischen den beiden wir stehen, wo unser Platz ist in der Welt.

Mit der Schönheit und dem Reichtum der Natur konfrontiert zu sein, ist nicht leicht für einen Künstler oder eine Künstlerin. Schon Fritz Overbeck klagte 1897 in einem Brief an seine Verlobte:

Neben solcher Pracht ist doch die ganze Malerei ein elendes Stückwerk, man selbst ein jämmerlicher Stümper; es ist wirklich wunderbar, dass man bei solcher Erkenntnis seiner Ohnmacht nicht die Lust verliert. [...] Es ist nur ein Trost, dass der Beschauer nie die Natur zum Vergleiche mit dem Bilde bei der Hand hat.

Katrin Ullmann sieht das Ganze mehr als 100 Jahre später etwas gelassener. Sie schreibt:

Was der Mensch als Künstler schaffen kann, ist im Vergleich zur Natur ohnehin minimal. Wertvoll ist sein Tun, wenn er mit reinem Herzen, ohne Berechnung, nur mit Liebe sich bemüht hat.

Das Ergebnis dieses Tuns, dieses hingebungsvollen Bemühens ohne Berechnung, können Sie in dieser Ausstellung sehen, in den Ölgemälden, Aquarellen und Zeichnungen von Katrin Ullmann. Einen weiteren interessanten Aspekt dieser Malerei will ich Ihnen dabei nicht vorenthalten. Robert Macfarlane hat mich darauf aufmerksam gemacht, als er schrieb:

Ein Ölgemälde ist ein geeignetes Medium, um die Entwicklung der Geologie wiederzugeben, da die Ölfarben quasi Landschaften in sich tragen aufgrund der Mineralien, aus denen sie bestehen. [...] In den Ölgemälden der Landschaftsmalerei wurde die Erde dazu gezwungen, sich selbst wiederzugeben.

Ich würde vielleicht nicht sagen: sie wurde gezwungen. Ich würde sagen, die Erde erhält die Möglichkeit, sich selbst wiederzugeben. Was für ein Geschenk, wenn

etwas sich selbst ausdrücken kann. Wenn die Erde eine Stimme erhält, indem sie mit ihrer eigenen Stofflichkeit, den Mineralien, zu einem Kunstwerk werden kann, das sie selbst abbildet. Und in der Tat legt Katrin Ullmann großen Wert auf die Materialien, mit denen sie arbeitet, und weiß ganz genau, aus welchen Landschaften die Mineralien jeweils stammen, aus denen sich ihre Farbe zusammensetzt.

Sie merken schon: Es lohnt sich nicht nur ein zweiter, sondern auch ein dritter und vierter und fünfter Blick auf das Thema dieser Ausstellung und auf die Bilder. Sie werden, wie so oft bei uns im Overbeck-Museum, die Kunstwerke im Dialog miteinander erleben: Hier die Werke von Katrin Ullmann – und direkt daneben die Gemälde von Fritz und Hermine Overbeck. Es funktioniert. Die Bilder haben einander etwas zu sagen.

Nur wenige wissen, dass auch Fritz Overbeck in den Schweizer Bergen gemalt hat. Er war kein großer Reisender und blieb meistens zuhause in seiner, ihm von Geburt an vertrauten, norddeutschen Umgebung, aber zwei der Landschaften, die im Werk von Katrin Ullmann eine wichtige Rolle spielen, hat er doch bereist.

Da ist zum einen Norwegen, das er 1892 als Student auf einer Schiffsreise kennenlernte. Nur wenige Bilder von dieser Reise haben sich erhalten, aber sie fangen das nordische Licht meisterhaft ein, und wir können sicher sein, dass die erhabene, große Natur der Fjorde mit ihren silbrigen Farben Fritz Overbeck tief beeindruckt und nachhaltig geprägt hat. Exakt 100 Jahre liegen zwischen seinen Norwegen-Bildern und denen von Katrin Ullmann, die sich in dieser Ausstellung begegnen. Aber es scheint, als seien sie im gleichen Augenblick entstanden. Für die Natur sind 100 Jahre nicht einmal ein Wimpernschlag.

Und Fritz Overbeck ist in die Schweiz gereist, am Ende seines kurzen Lebens, im November und Dezember Jahres 1908. Die Reise war keine ganz freiwillige – er

begleitete seine schwer kranke Frau ins Sanatorium, wo sie endlich, nach vielen Jahren, ihre Tuberkulose ausheilen sollte. Wegen der Ansteckungsgefahr durfte er nicht als Gast im Sanatorium bleiben und quartierte sich im Nachbarort Klosters ein, ging jeden Tag in die Berge und malte mindestens eine Studie. Wenn er seine Frau besuchen durfte, brachte er ihr die Bilder ans Krankenbett, so musste sie, obwohl sie das Bett nicht verlassen durfte, auf die Schönheit der Berge nicht ganz verzichten. Das erklärt, warum wir in dieser Ausstellung so viele Gebirgsbilder von Fritz Overbeck und keine von Hermine Overbeck-Rothe sehen – sie war in den mehr als sieben Monaten, die sie im Sanatorium verbrachte, zu krank, um an der Staffelei zu stehen und zu malen. Die einzige Ausnahme sind drei bemerkenswerte kleine Studien, in denen sie – zum ersten und einzigen Mal in ihrem Leben – Bilder ihres Mannes detailgetreu kopierte.

Auch auf die Gebirgsbilder der Overbecks trifft all das zu, was anhand der Werke von Katrin Ullmann schon zur Sprache kam: dass das Licht eine eigene Sprache bildet. Dass die Ölfarben aus Erde gemacht sind und also aus dem bestehen, was sie abbilden. Und dass die scheinbar ewigen Gebirgszüge, die wir sehen, über unvorstellbare Zeiträume hinweg langsam entstanden sind. Das, was für uns so regungslos aussieht, ist in Bewegung! Wir können es nur nicht erkennen, weil unsere eigene Lebensspanne viel zu kurz dafür ist. Sich mit Berglandschaften zu befassen, bedeutet deshalb, *sich mit der Ästhetik einer maßlosen Langsamkeit auseinanderzusetzen*, schreibt Robert Macfarlane. Was für ein Satz! *Sich mit der Ästhetik einer maßlosen Langsamkeit auseinanderzusetzen*. Das tut uns gut in unseren hektischen Zeiten, in denen wir kaum je stillstehen und bei irgendetwas verweilen können. Probieren Sie es gleich aus, wenn Sie vor den Bildern stehen. Denken Sie daran: Sie sehen Bewegung – so langsam, dass wir das Sehen erst lernen müssen. Spüren sie gleich, wenn Sie in der Ausstellung sind, der *maßlosen Langsamkeit* dieser Berge nach.

Warum verlange ich das alles von Ihnen? Weil ich nett bin! Weil es Ihnen nämlich beglückende neue Welten eröffnen kann. Nan Shepherd schreibt:

Wie kann ich all die Welten aufzählen, zu denen das Auge mir Zugang gewährt? – Die Welt des Lichts, der Farben, der Formen, der Schatten; [...] des Rhythmus der Wölbungen und abfallenden Linien in den Bergprofilen. Warum ein paar in brutale und gequälte Formen gehackte Steinblöcke so zutiefst beruhigend auf den Geist wirken, kann ich nicht sagen. Vielleicht zwingt das Auge dem, was nicht mehr als ein Durcheinander ist, seine eigene Ordnung auf: Man muss schöpferisch schauen, um in diesen Felsmassiven mehr als Zacken und Spitzen zu sehen – Schönheit. [...] Eine bestimmte Art von Bewusstsein interagiert mit den Bergformen und erzeugt diesen Sinn für Schönheit.

Indem man irgendetwas, wie zum Beispiel einen Berg, mit einer Hingabe anschaut, die bis in seinen Wesenskern eindringt, vergrößert man den Bereich des Seins in der ungeheuren Weite des Nicht-Seins. Der Mensch besitzt keinen anderen Grund für seine Existenz.

Das müssen Sie jetzt erstmal verdauen. *Der Mensch besitzt keinen anderen Grund für seine Existenz.* Sie sind heute hier, in dieser Ausstellung, um durch Ihr Schauen *den Bereich des Seins in der ungeheuren Weite des Nicht-Seins* zu vergrößern. Damit wir als winzig kleine Punkte in diesem riesengroßen Weltall nicht verlorengehen, müssen wir den Bereich unseres Seins ausdehnen – zum Beispiel durch Kunst, durch intensive Wahrnehmung oder durch unsere Liebe zur Natur. Wenn uns das gelingt, dann verändert sich etwas in uns.

Ich glaube, dass ich jetzt in kleinerem Maßstab verstehe, warum ein Buddhist in den Bergen auf Pilgerschaft geht, schreibt Nan Shepherd. Während ich tiefer in die Existenz des Berges vordringe, dringe ich auch tiefer in meine eigene vor. Eine

Stunde lang bin ich frei von Verlangen. [...] Das Sein kennenzulernen, das ist schließlich die größte Gnade, die die Berge gewähren.

Und was für eine Gnade ist das! *Das Sein kennenzulernen. Eine Stunde lang frei von Verlangen zu sein.* Wer würde ein solches Geschenk schon ausschlagen wollen? Kunst bietet uns an, an diesem Geschenk teilzuhaben. Katrin Ullmann schreibt:

Ich fühle mich nie fremd in einer Landschaft, die ich male und die mir seit langer Zeit vertraut ist. Ich fühle mich vielleicht fremd und irgendwie verquer in mir selber, aber das legt sich, sobald ich mit dem Malen beginne. Zu Anfang hier im Wallis waren mir viele Berge und Schluchten geradezu unheimlich. Aber sobald ich sie gemalt habe, wurden sie mir vertraut. Ich fühle mich im Malen mit allen und allem verbunden. So hört die Einsamkeit im Herzen auf.

Noch so ein beglückendes Fazit: *So hört die Einsamkeit im Herzen auf.*

Sie merken schon: In der Landschaftsmalerei geht es nicht um Natur allein, und das wusste auch Fritz Overbeck und erst recht Hermine Overbeck-Rohte, die ihrem Verlobten antwortete, nachdem der so verkatert geschrieben hatte, dass er als Maler im Vergleich zur Natur ja nur ein Stümper sei: *Es ist doch nicht die Kopie der Natur, die ein Kunstwerk ausmacht; was daraus zu dem Beschauer spricht, ihn erzieht u. je nach seiner Bedeutung ihn sogar erheben u. veredeln kann, das ist doch der Menscheng Geist, das Stück seines eigenen Seins, das der Künstler hineinlegt.*

Darum geht es. Um den Menscheng Geist. Um das Stück unseres eigenen Seins, dem wir begegnen dürfen, sei es in den Bergen oder im Museum. Robert Macfarlane weiß, wie wichtig diese Begegnung für uns Menschen gerade heute ist. Er schreibt:

Immer mehr Leute entdecken ein starkes Bedürfnis nach den Bergen und erfahren dort auf wirkungsvolle Weise Trost. Im Grunde genommen stellen die Berge wie jede Wildnis eine Herausforderung für unsere überhebliche Überzeugung dar, der man so leicht verfällt, dass die Welt von Menschen für Menschen gemacht wurde. Die meisten von uns leben doch die meiste Zeit über in Welten, die von Menschen arrangiert, gestaltet und kontrolliert werden. Man vergisst dabei, dass es Umgebungen gibt, die nicht darauf reagieren, wenn ein Schalter umgelegt oder [auf einen Touchscreen getippt] wird, sondern die ihre eigenen Rhythmen haben und ihre eigenen Regeln. Die Berge korrigieren diese Amnesie. Indem sie von stärkeren Kräften zeugen, als wir sie möglicherweise beschwören können, und indem sie uns mit weitaus größeren Zeitspannen konfrontieren, als wir uns vielleicht vorstellen können, widerlegen sie unser exzessives Vertrauen in das von Menschen Gemachte. Sie stellen tiefgehende Fragen über unsere Endlichkeit und die Bedeutung unserer Pläne. Ich denke, dass sie uns Bescheidenheit lehren.

Und das ist doch nicht das Schlechteste. Bescheidenheit vor der Natur können und müssen wir alle immer noch und immer wieder lernen. Vielleicht kann diese Ausstellung ein Stück dazu beitragen.